

# Der Baum

Eine Kulturgeschichte

von  
Alexander Demandt

2., überarb. u. erw. Aufl.

Böhlau Köln/Wien 2014

Verlag C.H. Beck im Internet:  
[www.beck.de](http://www.beck.de)

ISBN 978 3 412 22217 8

Zu [Inhaltsverzeichnis](#)

schnell und portofrei erhältlich bei [beck-shop.de](http://beck-shop.de) DIE FACHBUCHHANDLUNG



böhlau

# DER BAUM

EINE KULTURGESCHICHTE

ALEXANDER DEMANDT

**böhlau**

ALEXANDER DEMANDT

---

# DER BAUM

EINE KULTURGESCHICHTE

2., überarbeitete und erweiterte Auflage

2014



BÖHLAU VERLAG KÖLN WEIMAR WIEN

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind  
im Internet über <http://portal.dnb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung/Frontispiz: Caspar David Friedrich,  
Der einsame Baum, 1822 (Ausschnitt) (© akg-images)

1. Auflage 2002

2., überarbeitete und erweiterte Auflage

© 2014 by Böhlau Verlag GmbH & Cie, Köln Weimar Wien

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist unzulässig.

Korrektorat: Gernot Eschrich, Breitbrunn

Einbandgestaltung: hawemannundmosch, Berlin

Satz: Bettina Waringer, Wien

Reproduktionen: Pixelstorm, Wien

Druck und Bindung: CPI Moravia, Pohorelice

Gedruckt auf chlor- und säurefreiem Papier

Printed in the EU

ISBN 978-3-412-22217-8

## INHALT

Vorwort zur Neuauflage . . . . .	7
Vorwort zur Erstausgabe ›Über allen Wipfeln‹ . . . . .	11
1. Bäume und Menschen . . . . .	15
2. Juden und frühe Christen . . . . .	43
3. Der Orient . . . . .	71
4. Die Griechen . . . . .	101
5. Die Römer . . . . .	143
6. Kelten, Germanen und Slawen . . . . .	175
7. Christliches Mittelalter . . . . .	205
8. Frühe Neuzeit . . . . .	247
9. Von der Präromantik zur Postmoderne . . . . .	277
10. Zeiten und Bäume . . . . .	333
Anhang . . . . .	375
Literatur . . . . .	409
Bildnachweis . . . . .	423
Register . . . . .	429

## VORWORT ZUR NEUAUSGABE

„Der Baum ist eines der großen Sinnbilder des Lebens, ihr größtes vielleicht. Zu allen Zeiten ist er daher von Menschen und Völkern bewundert, geehrt und verehrt worden.“ Mit diesen Worten von 1976 verweist Ernst Jünger auf die Bedeutung des Baumes in der Menschenwelt. Jenseits aller ökonomischen Nützlichkeit und botanischen Naturwissenschaft finden wir den Baum weltweit und zeitlos in den Religionen und im Rechtswesen, in Brauchtum und Schriftgut, im Denken, im Reden und auf allen Gebieten der Literatur und der Kunst. Das lehrt die Kulturgeschichte dieses Naturphänomens. Der Baum ist das dem Menschen nächststehende Gewächs: standhaft, bodenständig und aufwärts dem Lichte zustrebend. Folglich begegnen uns kulturell bedeutsame Bäume allenthalben: im Orient, in der klassischen Antike, im Mittelalter bis in die Neuzeit und die Gegenwart. Wer trägt keinen Eurocent mit dem Eichenblatt in der Tasche?

Der Baum in der Kulturgeschichte war das Thema dieses Buches, das 2002 im gleichen Verlag erschien und 2005 verbessert im Patmos-Verlag nachgedruckt wurde. Es war meiner Nichte Daphne gewidmet und trug den Schmucktitel ›Über allen Wipfeln‹. Erst der Untertitel verriet das Thema: Der Baum in der Kulturgeschichte. Das ist poetisch, aber unpraktisch. Denn das konnte den Eindruck vortäuschen, es handle sich um ein Werk über Goethe. Daher bat der Verleger, durch einen neuen Namen Klarheit zu schaffen. Das ist geschehen. Die Neubearbeitung war fällig. Sie verwertet das in den vergangenen zehn Jahren hinzugekommene Material, überwiegend zu Antike und Neuzeit, ohne die Grundkonzeption zu ändern. Neben kleineren Umstellungen und Verbesserungen hat das Buch um ein Viertel an Umfang und Gehalt gewonnen, namentlich zu den Nachbarthemen Wald und Holz. Größere Ergänzungen gab es zu Goethes Bäumen, zu außerdeutschen Gehölzen und zu deren Bedeutung in der Religion. Die Zahl der Bilder wurde verdoppelt. Erlag ich der Stoffhuberei, so sage ich mit dem Dichter „Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.“ Das Material ist unerschöpflich, doch sollten wenigstens die wichtigeren Beispiele und Gesichtspunkte zur Sprache kommen.

Eine Reihe von Neuerscheinungen wurde eingearbeitet. Keine behandelt das Thema als ganzes, das ja auch früher nie umfassend angegangen wurde. Die neueren Publikationen sind – abgesehen von Fachliteratur zu Einzelfragen – zu vier Fünffeln Anthologien oder prachtvolle Bildbände, getragen von der Liebe zu den Bäumen, verfaßt im Geiste des Naturschutzes. Die neuere Textliteratur hingegen ist oft ideologiekritisch gegen die romantische Nostalgie der Baumliebhaber ausgerichtet. Insbesondere wird die deutsch-nationale Komponente der Waldbegeisterung angeprangert. Deren Auswüchse, zumal nach 1933, sind weder zu verschweigen noch zu rechtfertigen. Dennoch zeigt sich, daß der Baum und selbst die Eiche kein „völlig deutscher Gegenstand“ ist, um mit Christian Morgenstern zu sprechen. Vielmehr lehrt ein erweiterter Blick, daß wir es, ungeachtet aller zeit- und ortsspezifischen Besonderheiten, mit einem großen, allgemeinmenschlichen Komplex, einem Phänomen der historischen Anthropologie zu tun haben.

Der Stoff bringt es mit sich, daß sich eigenes Erleben immer wieder einmal zu Wort meldet. Bei der Botschaft der Bäume handelt es sich nicht um eine rein akademische Thematik, nicht nur um Wissen aus Büchern. Bäume haben meinen Lebensweg gesäumt. Er führte – unter anderem – zu einer Vortragseinladung nach Hanoi, wo die Verkehrsplanung die Alleen aus der französischen Kolonialzeit bedrohte. Das Goethe-Institut unter Franz Xaver Augustin organisierte damals, im Juli 2005, eine Kulturwoche zum Thema Baum mit künstlerischen, ökonomischen und kulturhistorischen Beiträgen. Die Reise kam dem vorliegenden Text zugute. Wenn somit wiederum persönliche Erinnerungen wach wurden und ein wenig Herzblut in die Tinte floß, wird um Nachsicht gebeten. Am 30. März 1870 schrieb Jacob Burckhardt an den Sohn seines Freundes Franz Kugler, damals Student der Geschichte in Berlin, daß „ein großer historischer Gegenstand ... sympathisch und geheim mit dem Innersten des Autors zusammenhängen muß“. In meinem Fall ist das zwar sympathisch, aber nicht geheim. Denn:

Ich bleibe oft vor Bäumen stehn  
 und grüße sie als meinesgleichen  
 und lasse im Vorübergehn  
 die Zweige meine Stirne streichen.  
 So hol ich mir auf meinen Wegen  
 den Eichen- und den Buchensegen.

Für neuerliche Hinweise und Anregungen danke ich Marianne Beuchert (†) in Frankfurt, Otto Böcher in Mainz, Elke und Hans Joachim Böhr in Wiesbaden, Marco Bucciarelli in Siena, Walter Burkert in Uster, Manfred Clauss in Hennef,

Klaus-Peter Decker in Büdingen, Ecke Demandt in Lindheim, Kay Ehling in München, Arnold Esch in Rom, Gernot Eschrich in Breitbrunn, Regula Forster in Zürich, Peter Robert Franke in München, Julian Führer in Paris, Friedrich Fuchs in Wolf, Reimer Hansen in Berlin, Klaus und Konstanze Kirchmayer in Eberfing, Karin Kirstein in Heegheim, Stefan Kühn in Gießen, Detlef Liebs in Freiburg, Wolfgang Zeev Rubinsohn in Tel Aviv, Maria Saam in Regensburg, Thomas Schauerte in Nürnberg, Erhard Schütz in Berlin, Nadine Schütz in Zürich, Alina und Tudor Soroceanu in Berlin, Astrid Ule in Berlin, Ulrich Wanke in Rathenow, Markus Wesche in München und Klaus Zelzer in Wien. Einmal mehr war mir Hiltrud Führer sachlich wie technisch eine unentbehrliche Hilfe, großen Dank! Umgang mit Bäumen verbindet Menschen, Menschen untereinander wie Menschen mit der Natur, ja ist überhaupt geistige Labsal: beim Schauen und Pflegen, beim Lesen und Schreiben. Hinzu kommt die Hoffnung, auch selbst gelesen zu werden. So freue ich mich, lieber Leser, daß mir dieser Wunsch soeben wieder einmal erfüllt wurde.

Lindheim, Palmsonntag 2014

Alexander Demandt

# I. BÄUME UND MENSCHEN

	a. Brechts Redeverbot
Nutzen der Bäume	b.
	c. Nahrung
Werkstoff Holz	d.
	e. Material
Schönheit: Gestalt	f.
	g. Blätter
Rinde	h.
	i. Geruch und Geräusch
Jahreszeiten	j.
	k. Lebensgefühl: Goethe
Brauchtum	l.
	m. Ebenbild des Menschen
Anpassung und Widerstand	n.
	o. Drei Sphären
Verletzbarkeit	p.
	q. Geschlechtlichkeit
Individualität	r.
	s. Freibaum und Waldbaum
Redensarten und Sprichwörter	t.
	u. Mikrokosmos
Denkbild	v.
	w. Stammbaum
Lebensalter	x.
	y. Zeit wird sichtbar
Dendrosophie	z.

*Die Seele wird vom Pflastertreten krumm.  
Mit Bäumen kann man wie mit Brüdern reden  
und tauscht bei ihnen seine Seele um.  
Die Wälder schweigen. Doch sie sind nicht stumm.  
Und wer auch kommen mag, sie trösten jeden.*

Kästner

## I. BÄUME UND MENSCHEN

*a.* „Was sind das für Zeiten, wo / Ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist, / Weil es ein Schweigen über so viele Untaten einschließt!“ Brechts Svendborger Mahnwort ›An die Nachgeborenen‹ war 1937 kaum berechtigter als heute. Müßten wir angesichts dessen, was zur Zeit im Nahen Osten, Rußland und Afrika passiert, nicht zusätzlich auf das Reden über Obst und Blumen verzichten? – Und dennoch hat das Elend seiner Zeit auch Brecht nicht abgehalten, Bäume zu besingen. Sein erstes einschlägiges Gedicht von 1913 galt dem ›Brennenden Baum‹, es folgten das ›Lied vom Geierbaum‹, die ›Großen Bäume in den Niederungen‹ und die ›Geburt im Baum‹. Die ›Morgendliche Rede an den Baum Griehn‹ wurde später orthographisch in *Green* angliert. Brechts ›Zu Potsdam unter den Eichen‹ von 1927 ist ähnlich wie die ›Ballade vom Baum und den Ästen‹, wie das Gedicht ›Sie sägten sich die Äste ab, auf denen sie saßen‹, und das traurige Kinderlied vom ›Pflaumenbaum‹ getragen von prophetischer Melancholie über den Hitler-Wahn. Doch auch nach dem Krieg dichtete Brecht noch über Bäume: ›In den Weiden am Sund‹, ›Tannen‹ und der ›Ein-armige im Gehölz‹. Es lohnt sich, mit dem Dichter über das ›Klettern in Bäumen‹ zu fabulieren. Dort oben entflieht man den Feinden, gewinnt man den Blick in die Ferne. Kann der hurtige Kletterer doch den Sonnenuntergang rückgängig machen! Gewiß: nur zeitweise – was aber wäre im Leben nicht „zeit-weise“?

*b.* Brechts Nähe zu Bäumen steht in einer alten Tradition. Kein anderes Geschöpf ist mit dem Geschick der Menschheit so vielfältig, so eng verknüpft wie der Baum. Das beruht zunächst auf dem Nutzen der Bäume. Sie bringen nährende Früchte für Mensch und Vieh, liefern Holz und Harz, Borke und Bast. Wälder mäßigen das Klima, schaffen fruchtbaren Boden und bewahren ihn vor Erosion durch Regen und Wind. Sie sammeln das Grundwasser, speisen die Quellen und mildern Überschwem-

mungen. Sie schützen vor Sonne und Regen, vor Sturm und Lawinen und dienen als Lärmschutz. Das Blattwerk setzt bei der Photosynthese den Sauerstoff frei, den wir zum Atmen benötigen. Grünflächen reinigen die von Menschen und Maschinen verpestete Luft, Parks sind die „Lungen“ der Städte.

c. Bäume boten den Menschen der Frühzeit die ersten Grundnahrungsmittel. Adam und Eva aßen vor dem Sündenfall gemäß dem Geheiß Gottes von fast allen Bäumen des Paradieses. Obst bot den ersten Menschen laut Plinius (XXIII 1) Pomona, die Göttin der Baumfrüchte. Sie lehrte die Menschen dabei den Blick zum Himmel – gewissermaßen eine erste religiöse Regung. Tatsächlich haben vor der Einführung des Getreidebaus, den die Griechen als Geschenk der Göttin Demeter, der göttlichen Erdmutter, ansahen, Nüsse, Bucheckern und vor allem geröstete Eicheln den Hunger gestillt. Man wußte, daß der Getreide-Anbau nicht schon immer üblich war, und entsann sich des Stadiums zuvor, das wirtschaftlich zurückgebliebene Völker noch zur römischen Kaiserzeit aufwiesen – so in schwer zugänglichen Gegenden Spaniens. Zum Mästen der Schweine dienten Eicheln und Bucheckern in den Hudewäldern bis ins 19. Jahrhundert. Die ernährungswirtschaftliche Funktion verlagerte sich dann auf die Obstbäume. Saft von Holunderbeeren, Tee von Lindenblüten und wachholdergewürztes Sauerkraut aber kommen noch immer auf den Tisch.

Unvermindert bedeutsam bleibt die Baumblüte der Linden, Tannen und Robinien für die Bienen und den Honig, ebenso der fränkische Kiefernwald für die Nürnberger Lebkuchen (Schoenichen 1950, 20 f). In der Not der Nachkriegszeit gingen wir wieder in den Wald, Beeren zu pflücken, Pilze zu suchen und Bucheckern zu lesen, aus denen Öl gepreßt wurde. Zum Feueranzünden sammelten wir Kinder Kiefern- und Tannenzapfen, die stets von Fichten stammten. Nicht wieder aufgenommen wurde die Vogelstellerei. Der Vogler am Vogelherd fing im Mittelalter Waldvögel für den Küchenzettel. Dagegen wandte sich 1534 Luther mit seiner köstlichen »Klagschrift der Vögel« (Huch, 90 ff).

d. Bäumen verdanken die Menschen durch die Jahrtausende den wichtigsten Werkstoff. Nach dem je charakteristischen Material für Geräte wurden Geschichtsperioden benannt. Demgemäß unterscheiden die Historiker seit Oskar Montelius (1843 bis 1921) Steinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit. Von einer „Holzzeit“ zu sprechen wäre sinnlos, denn diese dauert vom Urmenschen bis heute. Die Kulturgeschichte beginnt mit dem Feuer, das der Blitz in die Bäume schlug, und mit dem Werkzeug, für das Holz zu allen Zeiten unentbehrlich war. Schon die Stiele der Steinbeile vor siebentausend Jahren waren so hölzern wie die unserer Äxte. Hölzern sind noch heute unsere Möbel, hölzern die Wiege, das Ehebett und der Sarg. Autofahrer sollten an die Kautschukbäume von Sumatra denken, die in den Reifen mitrollen, und Leser gerade dieses Buches die skandinavischen Fichtenwälder nicht vergessen, aus denen

der Zellstoff für das Papier gewonnen wird. Holz ist der weltweit wichtigste Rohstoff für die Papierfabrikation.

Aus Holz wird gebaut. In den walddreichen Regionen Europas gab es Jahrhunderte lang keine Steinhäuser. Das änderte sich erst mit den Römern: zunächst bei den Kelten, dann bei den Germanen. Und auch dort bestanden meist nur Kirchen und Klöster, Burgen und Stadtmauern aus Stein. Holzbau dominierte in den Städten des Mittelalters, auf dem Lande bis zu unseren Großvätern. Man baute Blockhäuser in den Alpengebieten, sonst Fachwerk. Eine großartige Architektur! Holzbau bietet der künstlerischen Gestaltung schier unerschöpfliche Möglichkeiten, ist freilich durch Feuer gefährdet. Das haben die Brandbomben des letzten Krieges grausam gelehrt.

Holz findet sich wie im profanen so im sakralen Bauwesen aller Religionen. Griechische Tempel und buddhistische Pagoden lassen noch in der Steinform erkennen, daß sie ursprünglich aus Holz bestanden. Hölzern sind heilige Hallen und shintoistische Schreine in Japan, Stabkirchen in Skandinavien und Gotteshäuser nicht nur in den Karpaten (Zuschnitt 13, Nr. 52, 2013, 13). Die größte Holzkriche Europas steht im schlesischen Schweidnitz (Swidnica), errichtet nach dem Dreißigjährigen Krieg unter Ferdinand III für die dortigen Protestanten. Unsere Steinkirchen tragen einen hölzernen Dachstuhl, der bei Kathedralen wie dem 1945 zerbombten Stephansdom in Wien (a. O. S. 24 f) technische Höchstleistungen darstellte. Ohne Holz keine Backsteingotik. Für den Bau waren „wiegende Gerüste“ aus Stangen und Brettern unabdingbar. Sie wurden nach der Fertigstellung abgeräumt, doch sollten wir ihnen im Angesicht einer Kathedrale einen Gedanken widmen. Wieviel Holz war für die Gerüste am Ulmer Münster erforderlich?

Holz liefert Energie zum Heizen, Kochen und Räuchern. Keramik- und Glaserzeugung, Ziegel- und Kalkbrennerei, Salzsieden und Weinbrandproduktion erforderten Brennstoff aus dem Wald. Holz-, Braun- und Steinkohle, aus Bäumen entstanden, machten die Metallschmelze möglich. Die Liste dessen, was man aus Holz alles machen kann, reicht von Abakus bis Zwillie (Spring, 104) und ist nicht komplett. Das Holzmuseum auf der Burg Brandenstein bei Schlüchtern zeigt die Vielfalt an hölzernen Geräten, die bei den hessischen Bauern in Gebrauch waren. Aus Holz bestanden die Wind- und Wassermühlen, ehe die eiserne, aber mit Holz beheizte Dampfmaschine aufkam. Das erste Fahrrad, 1817 durch den Freiherrn von Drais in Karlsruhe gebaut, bestand aus Holz. Das aus der Walze entwickelte Rad – als Scheibenrad bei den Sumerern schon 3000 v. Chr. – hat das Verkehrswesen revolutioniert.

Hölzerne Musikinstrumente sind wenig jünger. Längsflöten gab es im alten Orient seit dem 3. Jahrtausend v. Chr., Querflöten in China seit dem frühen 1. Jahrtausend. Neben den hölzernen Blas- und Schlaginstrumenten bestehen auch die Resonanzböden der Saiteninstrumente aus Holz. Ein Kuriosum aus der Römerzeit: Als 1880

acht Meter lange Eichenpfähle der Mainzer Brücke aus der Zeit des Tiberius beseitigt wurden, erwarb die Firma Bechstein in Berlin zehn Zentner Altholz und baute daraus fünf Klaviere, von denen eines Kaiser Wilhelm, ein zweites der Zar kaufte (Schoenichen 1950, III f).

Die Botanik kennt weltweit rund 60.000 Holzgewächse. In Deutschland gibt es etwa 70 Baumarten. Sie unterscheiden sich in ihrer Eignung für menschliche Zwecke. Holz ist nicht gleich Holz. Der im Jahre 301 von Diocletian erlassene Maximartarif für Waren im Römerreich enthält vier lange Kapitel über Preise für Hölzer (c. XII–XV) und nennt dabei Geräte, die daraus gefertigt wurden. Das hat sich in der Folgezeit kaum verändert. Aus Esche bestehen Stiele, die nicht vibrieren, für Axt, Spaten und Hacke, ebenso die Speere schon in der Ilias (V 666) – während die Linde den Schild, die Eibe den Schießbogen lieferte. Letztere bot auch das Gift für Pfeile. Noch im 16. Jahrhundert gab es einen umfangreichen Eibenexport nach England. Die Bestände aus dem Baltikum wurden in Danzig verfrachtet, die aus Süddeutschland in Köln. Profitable Geschäfte machten die Nürnberger Großhändler Fürer und Stockhamer (Schoenichen 1933, I f). Die Eiben wären verschwunden, wenn das Schießpulver den Bogen nicht verdrängt hätte.

Gute Möbel sind aus heimischer Buche und tropischem Teak geschreinert. Körbe und Zäune werden aus Weiden, Fässer und Fachwerkbauten aus Eiche gefertigt. Ihr Holz trotzt Jahrhunderten. Eichenrinde lieferte Gerberlohe und Kork. Aus Eichenrohren baute man Wasserleitungen, auf einen Rost von Eichenpfählen errichtete man Bauten in sumpfigen Böden, Eichenparkett ist noch immer gefragt. Nadelholz verwendete man für Blockhäuser und Dachschindeln, unter Tage zum Stollenbau. Koniferen lieferten Pech und Teer sowie in Griechenland Harz für den Retsina. Aus ihrem leichten Holz wurden Jahrtausende hindurch die Schiffe gezimmert. Platon (Gesetze 705 c) erörtert die Arten. Die Seemächte Athen, Karthago und Venedig, Spanien, England und Holland wären undenkbar ohne die schwimmenden Bäume: Macht auf Holzgrundlage. Die Vereinigte Niederländische Ostindische Kompanie beherrschte die Meere Asiens mit Schiffen aus Schwarzwald-Tannen. Unter ihnen spukt der Holländer-Michel in der Kleidung der Flößer, jener Waldgeist aus Wilhelm Hauffs ›Kaltem Herz‹ von 1827.

Holz war und ist ein Werkstoff für die Künstler, in Ägypten gemäß den Funden von Sakkara schon im 3. Jahrtausend v. Chr., in Mitteleuropa von den frühgermanischen Pfahlgöttern aus dem Moorfund bei Schleswig bis zu Ernst Barlach und Bernhard Vogler. Höhepunkt sakraler Holzbildhauerei ist die Zeit um 1500 mit den Werken von Veit Stoß, Jörg Syrlin und Tilmann Riemenschneider. Er schnitzte in Eiche (Rothenburg) und Linde (Creglingen). Der bekannteste, wohl nicht geschickteste Drechsler war Zar Peter der Große. Seine Werkstatt in Sankt Petersburg ist mu-

seal. Für Dreharbeit und Kleinkunst wurde das harte Buchsbaumholz bevorzugt. Das Wort „Büchse“ für Dose wie für Schießgewehr geht auf den Namen des Holzes zurück. Die Meisterwerke asiatischer, zumal chinesischer Holzschnitzerei sind anonym, anders die japanischen Farbholzschnitte von Utamaro und Toyokuni, von Hiroshige und Hokusai. Der deutsche Holzschnitt der Dürerzeit ist einfarbig. Ölgemälde auf Brettern bewundern wir zumal auf Altarbildern. Nicht nur gemalt, sondern auch geschrieben wurde auf Holz, denken wir an die auf Holztafeln publizierten Gesetze Solons (Plutarch 25), an die mit Wachs überzogenen Schreiftäfelchen der Römer (Plinius XVI 68), an Staborakel wie die Runen (s. 6t) oder an den *titulus* über dem Kreuz Christi: Ο ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΤΩΝ ΙΟΥΔΑΙΩΝ – so die Urform bei Markus (15,26).

Schließlich kann Holz an sich schon Kunstgenuß gewähren. Das zeigen die Meisterfotos von Anselm Spring (2005). Wir bestaunen die knorzig gebildeten oder toter Äste und die lebhaft gemusterten Schnittflächen von Olivenholz und Pflaumenbaum, von Birken- und Eichenwurzeln. Für das je von der Natur gebotene Bild hat die deutsche Sprache das Wort „Maserung“ geprägt. Die Zeichnung ist teils regelmäßig ornamental geflammt oder gefladert, gewellt oder geblümt, teils unregelmäßig phantastisch bis zu ganz bizarren Formen, die an Landkarten erinnern. Die Färbung reicht von fast weiß bei der Esche über alle warmen Töne im Gelbrotbereich bis zu Tiefschwarz bei dem inzwischen selten gewordenen Ebenholz. Diese Variantenvielfalt wird für Intarsien genutzt, die wir in den Möbeln aus der Renaissance und dem Barock bewundern, und dient zum Furnieren mit „edlen“ Holzarten wie Palisander, Mahagoni und Thuja. Plinius (XIII 91 ff) nennt Tische aus marokkanischem Thuja-Holz, für die einzelne Kaiser, Könige und Senatoren Phantasiepreise bezahlten.

**e.** Die Bedeutung des Holzes als „Material“ spiegelt sich in der Herkunft des Wortes. Lateinisch *materies* oder *materia* – „Stoff, Baustoff, Brennstoff“ (Ammian XVIII 2,6) und dann „Stoff“ überhaupt – kommt von *mater* gleich „Mutter“, meint damit jedoch nicht diese, sondern im übertragenen Sinne den Baumstumpf mit seinen Schößlingen, das Niederholz. Ganz ähnlich entwickelte sich im Griechischen das Wort *hylē*, das zunächst „Wald“ bedeutet und dann über „Holz“ und „Baustoff“ den Sinn von „Materie“ schlechthin gewann. Das deutsche Wort „Baum“ wird etymologisch mit „bauen“ verbunden. Weniger überzeugend ist eine Verwandtschaft mit „biegen“, denn Mangel an Geschmeidigkeit nennen wir „hölzern“. Holz ist eigenwillig, man kann nicht alles mit ihm machen so wie mit charakterlosen Kunststoffen à la Plastic. Um Holz dennoch gefügig zu machen, wird es zu Sperr- oder Industrieholz geschnitten und verleimt. Oder es wird gemahlen, mit Leim gemischt, getrocknet und in die gewünschten Maße gepreßt. Seitdem unterscheiden wir Spanplatten aus Krümelholz von Brettern aus Naturholz. Das Wort „Holz“ geht auf eine indogermanische

Wurzel für „brechen, schlagen“ zurück, während „Wald“ ursprünglich „Laubwerk“ bedeutet (Trier 1952).

Neben dem Holz und den Früchten liefern Bäume nützliche Flüssigkeit. Ahornsirup ist köstlich, auch der süßliche Birkensaft ist trinkbar. Das „Gummi“ aus der Kirschbaumrinde kann man lutschen. Unser Wort „Gummi“ führt über das Griechische zurück auf ein altägyptisches Wort für Harz. Aus dem Harz von Nadelbäumen wird Kolophonium, Terpentin, Pech und Balsam hergestellt. Mastix-Harz war in der Antike Allheilmittel und „Kaugummi“. Fossiles Harz wurde zu Bernstein, eigentlich „Brennstein“. Die Germanen nannten ihn *glesum*, wie Tacitus (*Germania* 45) bezeugt, wovon unser Wort „Glas“ stammt.

Schließlich ist noch die Eisengallustinte zu erwähnen. Sie wird durch Zusatz von Eisen aus den Galläpfeln gewonnen, die aus dem Stich der Gallwespe auf Eichenblättern entstehen. Schon auf ägyptischen Papyri des 3. Jahrhunderts v. Chr. ist sie nachgewiesen, und sie wurde, durch verschiedene Beimischungen verbessert, bis 1960 im amtlichen Schriftgut verwendet, da sie lichtbeständig und darum urkundenecht ist. Dies gilt nicht für den Bleistift, der ja längst kein Blei mehr enthält, sondern aus Holz und einer Graphitmine aus Kohlenstoff besteht.

f. Bäume sind nicht nur nützlich, sie sind auch schön. Die Frage: Warum? kann nur ein Blinder stellen – oder jemand, der seiner Augen nicht würdig ist. Die Grundform der Bäume ist stets gleich: verzweigtes Wurzelwerk, singulärer Stamm, ausladende Krone – doch gibt es Typen. Freistehende Eichen und Buchen bilden Kugeln oder Halbkugeln. Die Bavaria-Buche bei Pondorf auf der Fränkischen Alb saß wie eine riesige Mütze auf der Wiese (Tafel I–III). Alleinstehende Roßkastanien neigen zur Kegelform, ähnlich dem umgekehrten Dilldopp alias Dopsch, den die Kinder im Hessenland mit Peitschen zum Kreiseln brachten. Birken bezaubern durch ihre Eleganz, alte Eichen wirken gewaltig. Pappeln gleichen Säulen, die Palme hat einen Schopf, Zypressen gemahnen an Flammen, so wie van Gogh sie gemalt hat. Als Schirm oder Trichter erscheinen Kiefern und Pinien. Die Fichte weist wie ein Pfeil in den Himmel, die junge Linde wiederholt im Umriss ihrer „Krone“ die Herzform ihres Blattes – alles Vergleiche aus der Kultur. In der Kulturgeschichte ist der Baum eher ein ästhetisches als ein botanisches Phänomen. Daher kommt eine exakte Nomenklatur nicht in Betracht. Ob die Linde „am Brunnen vor dem Tore“ eine Winterlinde (*Tilia cordata*) oder eine Sommerlinde (*Tilia platyphyllos*) war, bleibt offen und tut auch nichts zur Sache.

g. Die Baumfamilien sind leicht zu identifizieren. An ihren Blättern kann man sie erkennen, der Früchte bedarf es nur in Ausnahmefällen. Das Bauprinzip der Blätter ist stets gleich. Es wiederholt die Baumstruktur: So wie aus dem Stamm die Äste, so entfächern sich aus dem Blattstiel die Rippen und Nebenrippen. Das erinnert an

die die Vogelfeder mit festem Kiel und weichen Fahnen oder an einen Schiffsmast mit wehenden Segeln – das Spiel des Windes hat die Form gestaltet. Die Variationen der Blätter sind dann aber so vielfältig wie die Arten. Espen haben runde, Weiden längliche, Erlen ovale Blätter. Das Blatt der Eiche ist gebuchtet, das der Ulme unsymmetrisch und gezahnt, das der Hainbuche doppelt gesägt. Die Blätter der Roßkastanie sind fingerförmig, die des Spitzahorns handförmig, die der Linde herzförmig. Wiederum sehr menschlich. Das Blatt der Platane gleicht einem Pentagramm, die Silberpappel wurde benannt nach der weißen Unterseite ihrer Blätter. Lindenlaub läßt das Sonnenlicht durchschimmern und erzeugt eine zauberhafte Stimmung unter dem Baum. Ähnlich vielgestaltig wie die Laubblätter sind die Schuppen der Zypressenarten und die Nadeln der Tannengehölze. Die Gesamtzahl aller Baumblätter, die es jemals gab, mag so hoch sein, wie sie will – zwei gleiche fänden sich darunter nicht.

Ihren Blättern entsprechend werfen die Bäume unterschiedlich Schatten. Wir finden heute davon meist nur ein Mehr oder Weniger. Der ältere Plinius hingegen widmet den Formen und Wirkungen des Schattenwurfs ein ganzes Kapitel seiner vor 70 n. Chr. abgefaßten ›Naturgeschichte‹ (XVII 89ff), in dem er nach ästhetischen, psychologischen und botanischen Gesichtspunkten subtil differenziert. *Est quaedam umbrarum proprietas* – Schatten ist nicht gleich Schatten. Feinsinnige Beobachtung geht allerdings über in populären Aberglauben, wenn Plinius nützlichen und schädlichen Schatten meint scheiden zu können: *umbra aut nutrix aut noverca est* – Schatten kann Nährmutter oder Stiefmutter sein (s. 10n). Ob er wirklich geglaubt hat, daß Walnußbäume einen giftigen Schatten werfen? Immerhin: Mücken meiden den Duft. Wenn unter Pinien nichts Grünes hochkommt, liegt das am Nadelfall. Unter der Eibe fehlt es an Licht. Empfindsam beschreibt Plinius, wie das Blattwerk verschiedener Baumarten die Regentropfen hindurchläßt: jede auf eigene Weise. Die Art, wie Licht und Niederschlag das Blätterdach durchdringen, wie das fallende Laub den Waldboden bildet, bestimmt den Bewuchs auf ihm. Reich ist er unter Eichen, arm unter Buchen, im Fichtenwald gedeiht nur der Fliegenpilz – so bildet jeder Baum den für ihn bezeichnenden Teppich, auf dem er steht, so daß ein kundiger Forstmann den Baum schon erkennt, wenn er sieht, was unter ihm grünt oder nicht grünt.

Blätter erweisen ihren Nutzen für den Menschen auf mancherlei Weise. In der Landwirtschaft dienen sie bei der Viehhaltung als Futter und als Streu. Die Heraldik kennt sie als Identitätssymbol für Länder und Familien von Kanada, so das Maple Leaf, bis Japan, dort den Herzblatt-Dreipaß der Tokugawa (Abb. 1). Blätter nutzte man als Schreibstoff (s. 6u) – daran erinnert das Wort „Blatt“ – und zum Flechten von Kränzen und Girlanden. Kränze trugen in der nachhomerischen Antike Götter und Menschen in sakralem wie profanem Kontext, im öffentlichen und privaten Leben als Schmuck, als Auszeichnung und als Ausdruck der Freude. Als Ehrung ist der

Kranz zu verstehen, den man dem Toten aufsetzte oder mit ins Grab gab, bei Reichen waren die Blätter aus Gold.

Hat der Baum im Winter die Blätter verloren, gibt er sich durch die Gestalt zu erkennen. Die ungebärdig-eigenwillig verknorzte Eiche ist von der aufwärts strebenden Esche wohl zu unterscheiden. Die feingliedrig, ja haarig gefiederte Linde bietet gegen Himmel ein zauberhaftes Filigran. Zart erscheint die Silhouette der Birke, grob geädert das Geäst der Kastanie, ornamental die Krone des Walnußbaumes. Das Astwerk eines alten Gingko gemahnt an ein Gitter. Die borstige Kopfweide, die melancholische Trauerweide und die stolze Pappel, ragend wie ein Reiserbesen, verraten sich schon aus großer Entfernung, ebenso die Nadelhölzer. Der kuglige Apfelbaum und der längliche Birnbaum erinnern an die Form ihrer Frucht.

*b.* Wie Blatt und Gestalt ist auch die Rinde artenspezifisch: Grob gerippt der Mantel der Eiche, längsrissig geschuppt das Kleid der Kastanie, fein gebügelt das Hemd der Buche. Der Stamm der Esche wirkt gekämmt, derjenige der Kiefer gehämmert. Wenn sie sich schält, lösen sich bis handtellergroße wunderbare Formen ab, gerundet-gebuchtete Roccaillen, die an exotisches Muschelwerk erinnern. Aus Kiefernrinde haben wir einst Schiffchen geschnitzt. Der Kirschbaum pellt sich in waagerechten Locken. Die Fichte trägt einen zarten Pelz, die Haut der Tanne ist genarbt. Der perfekte Förster müßte geschlossenem Auges mit den Fingern erfühlen, welchen Baum er vor sich hat. Vor allem der Blick wird bedient. Besonders reizvoll sind die mehrfarbigen Stämme: die weiß-grau gemaserte Borke der Birke, deren Haut von Jungbäumen noch im 16. Jahrhundert gelegentlich als Schreibstoff diente, und das grün-gelbe Mosaik auf der Platane – vielgestaltig wie eine Landkarte. Kinder malen den Stamm eines jeden Baumes wie bei Nadelhölzern braun, doch bei Laubbäumen ist er gewöhnlich grau oder grün bemoost. In die wulstige, von kräftigen Längsfurchen durchsetzte Schwarte einer Linde mittleren oder gar höheren Alters läßt sich auch mit dem schärfsten Messer „gar manches liebe Wort“ nicht hineinschneiden. Das gelingt nur bei einer Linde „mäßigen Alters“, wie sie Goethe als Leipziger Student 1766 wählte, um seinen Namen und den seiner „Annette“ anzubringen.



1. Signet der Familie Tokugawa, der Shogune von 1603 bis 1868, die den Regierungssitz Edo (Tokyo) begründeten. Runde „Wappen“ zumeist mit geometrischen Zeichen führten alle großen Familien Japans, so die Togashi, die Udono und die Utsunomiya.

*i.* Wir nehmen Bäume mit den Augen wahr, können sie aber ebenso mit den Händen und mit der Nase spüren. Nadelhölzer verbreiten einen erholsamen Harzgeruch. Die Düfte von Kiefer und Wacholder sind unschwer zu unterscheiden. Laubbäume riechen weniger stark, doch gibt es Beispiele dafür, denken wir nur an den markanten Geruch von Pappeln oder Weiden, an den frischen Duft des Buchsbaums oder den milden Geruch der Robinie im Mai. Narkotisch duften die blühenden Linden im Juni. Lorbeerblätter dienen als Gewürz, der Duft welcher Kastanienblätter hat etwas Berauschendes. Geschnittenes Eichenholz riecht scharf säuerlich nach Gerbsäure. Jede Baumart hat, wenn auch noch so schwach, ihren Eigengeruch, an dem Insekten sie identifizieren. Sie alle riechen angenehm, ausgenommen der Weißdorn, dessen Blüte Trimethylamin verströmt und daher an Heringslake gemahnt.

Dendrogene Aromata spielten in der Antike, ähnlich wie heute noch im Orient, nicht nur in kultischem Kontext eine Rolle. Der Orange verdanken wir das Parfüm (s. 8t), Eukalyptus öffnet den Atem. Zimt und Vanille bereichern die Küche. Myrrhe und Weihrauch, aus Balsambäumen gewonnen, liefern die „Wohlgerüche Arabiens“. Ihre Wertschätzung beweist sich darin, daß sie im Matthäus-Evangelium (2, 11) als Gaben der Weisen aus dem Morgenland an den neugeborenen Heiland dem Golde gleichgeordnet werden. Brachten die Magier doch Gold, Myrrhe und Weihrauch! Seine Verwendung hat sich im katholischen Gottesdienst erhalten. Palmströms Geruchsorgel läßt sich im Wald um zahlreiche Register erweitern.

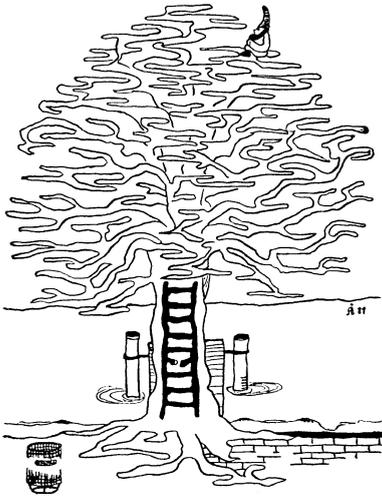
Musikalischen Genuß gewähren auf den Zweigen die Vögel, an Stämmen die Zikaden, deren Zirpen schon Anakreon besang: *makarizomen se tettix*, bei Goethe: „Selig bist du, liebe Kleine“, bei Mörike: „Selig preis ich dich, Zikade.“ Nirgends tönen ihre sommerlichen Silberstimmen so durchdringend wie an den Kiefern im Poseidonion auf Kalaureia, Demosthenes zu Ehren. Auch die Bäume selber lassen sich hören. Denn selten ist der Wald so „kirchenstill“, wie es das Wanderlied aus dem Jahre 1839 von Emanuel Geibel besagt. Der Sommerwind säuselt in den Blättern, der Wintersturm rauscht mächtig im Geäst, gleich wie ein Harfenspieler in die Saiten greift. Das musikalische Spektrum reicht vom Pianissimo über das Crescendo bis zum Fortissimo, ja zum Finale Furioso. Wie ein Paukenschlag kracht dann eine alte Esche, eine trockene Fichte um. Müßte ein geübtes Ohr nicht erkennen, ob Aiolos sein Lied gerade auf einer Silberpappel oder einer Trauerweide spielt? Welcher Dichter schreibt den Text dazu? Vielleicht ein Chinese wie der weise Dschuang Dsi, der im 4. Jahrhundert v. Chr. das himmlische Orgelspiel in den Wipfeln beschrieb (s. 3w). Das Märchen kennt den „singenden Baum“ (s. 3n). Der Wind rauscht in jedem Blätter- und Astwerk anders. Gut ist der Forstmann, der den Baum an der Borke erfühlt; besser jener, der ihn am Geruch erkennt; am besten der aber, der ihn am Rascheln und Rauschen der Blätter im Wind identifiziert.

*j.* „Nichts ist heiliger, nichts ist vorbildlicher als ein schöner starker Baum“ schrieb Hermann Hesse in seiner ›Wanderung‹ von 1920. Wahrlich! Bäume sind zu allen Jahreszeiten schön. Die Photos des Baums der Vier Jahreszeiten, der ehemaligen Bavaria-Buche bei Pondorf, zeigen es (Tafel II/III). Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat verändern sich Aussehen, Geruch und Geräusch der hölzernen Gesellen. In den drei wärmeren Jahreszeiten erfreut uns ihre Farbe, im Winter ihre Form, wenn die Struktur einem Scherenschnitt gleich sich gegen den Himmel abzeichnet. Vollendet wird das Winterbild, wenn das Geäst des Apfelbaums vor meinem Berliner Fenster in der Morgensonne schneebedeutet leuchtet.

Der Winter läßt die Farben der Borke hervortreten, der rötlichen Kiefern und Weiden zumal. Doch erst der Frühling schwingt den Pinsel. Immer wieder überrascht, wieviele Spielarten des Grüns es gibt – jeder Baum präsentiert seine eigene Variante, von gelb-gräulichem Anflug bis zu blau-bräunlicher Tönung. Grün ist die Farbe der Freude schon bei Wolfram von Eschenbach, grün ist die Hoffnung seit Martin Opitz. Gemieden wird Grün in Südfrankreich als die Farbe des Propheten. Aus dessen Reich stammt der Mandelbaum, der rosenrot den Blütenreigen des Jahreslaufs eröffnet. Durch ihre weiße Pracht bezaubern uns Kastanie, Robinie und der Holunder, namentlich aber die Obstbäume: erst die Kirsche, dann die Pflaume, sowie, leicht getönt, Apfel und Birne. Im Laufe des Mai treten die Individualfarben der Blätter zurück, bis dann im prallen Sommerlaub das Dunkelgrün dominiert.

Die alte Frage, welche Jahreszeit die schönste sei, wird ein Freund von Farben mit dem Herbst beantworten. Er präsentiert die Bilanz des Jahres und reizt die Bäume, noch einmal alles zu zeigen, was sie können, bevor der Frost den Schlußstrich zieht. Nun wäre zu entscheiden, welchem Herbstblatt der Schönheitspreis gebührt. Birke und Gingko schmücken sich mit goldenen Dukaten; Bronze bietet das Herbstlaub der Eiche. Buchen werben mit reichen Schattierungen zwischen Hellgelb und Rotbraun. Der Meister des Herbstes aber ist der Ahorn. Auch wenn die heimischen Arten die beinahe unnatürliche Pracht des kanadischen *maple* nicht erreichen, zaubern sie doch die wunderbarsten Kunstwerke hervor. Schon der Form nach sucht das gezackte Blatt des Spitzahorns seinesgleichen, sein herbstliches Farbenspiel gar übertrifft an Reichtum jedwedes andere Laub. Phantasielos sind Erle und Esche, ihnen fällt zum Sommergrün keine bunte Alternative mehr ein. Die Blätter der Esche werden im Frost schwarz. Im Farbenspektrum der Bäume fehlt nur das Blau, wenn wir von der künstlich gezüchteten Blautanne absehen (s. 8p). Blau erscheint der bewaldete Horizont, so in den Blue Ridge Mountains von Virginia, zwar nicht von der Skyline Drive aus, wohl aber in der Ferne.

*k.* Bäume krönen die Höhen, zieren die Ufer, bereichern die Ebene. Sie setzen Akzente in der Landschaft, fangen den Blick und verleihen Höfen und Häusern



2. Acis' Zwergenbaum. Zeichnung eines Fünfzehnjährigen von 1981. Baumbilder von Kindern weisen in eine magische Welt.

eine Aura der Geborgenheit. Ihre Nähe prägt unser Lebensgefühl. Kinder malen Männchen und Häuser, Autos und immer wieder Bäume (Abb. 2). Der Knabe baut sich eine Baumburg, wo er alles übersieht und von niemandem erreicht werden kann. Der Jüngling schnitzt seine Initialen und die seiner Liebsten, gerahmt in ein Herz, der Buche in die Rinde und setzt eine Jahreszahl hinzu, die ihn noch in späten Tagen an den ersten Kuß erinnert. Der alte Mann zimmert sich eine Bank an den Baum, auf der er besinnlich den Lebens- und Feierabend genießt. Jeder Altersstufe haben Bäume etwas zu bieten. Über ihre „Influenz“ auf den Menschen äußerte sich Goethe am 2. April 1829 zu Eckermann. Er meinte, daß man zu Recht „der Pflanzenwelt eines Landes einen Einfluß auf die Gemütsart seiner Bewohner zugestanden hat. Und gewiß: wer sein Leben lang von hohen ernsten Eichen

umgeben wäre, müßte ein anderer Mensch werden, als wer täglich unter luftigen Birken sich ergänge“. Anlaß für die Bemerkung war der Blick auf zwei Tischpflanzen: auf „einen blühenden Lorbeer und eine japanesische Pflanze“. Ersterer versetze den Betrachter in eine heitere, milde Ruhe; letztere wirke barbarisch und mache melancholisch.

I. Bäume begleiten uns durchs Leben. Es sind Seelenröster und Hoffnungsträger, Meditationsobjekte und Erinnerungsorte, *lieux de mémoire*. Sie gemahnen zu Strebbarkeit und Standhaftigkeit, zu Einheit und Vielfalt, zur Einsicht in Vergehen und Wiederkehr. Ein vielfältiges Brauchtum knüpft sich an sie: von dem Reis, das bei der Geburt gepflanzt wird, bis zum Baum auf dem Grab. In den Dörfern Süddeutschlands wird seit dem 13. Jahrhundert der Wonnemonat mit dem Maibaum begrüßt. In England wurde er im April 1644 vom Long Parliament der Puritaner als weltliche Lustbarkeit verboten (Philpot, 147 f). Der altübliche Kirmesbaum, meist eine bebänderte Birke oder eine festlich geschmückte Fichte, scheint in Hessen der Vergangen- und der Vergessenheit anzugehören. Unentwegt halten jedoch die Zimmerleute am Richtbaum fest. Das ist verständlich: Wenn das mit bunten Bändern gezierte Tännchen auf dem Dachstuhl prangt, heißt dies: Nun muß der Bauherr „einen springen lassen“.

Zur Feier eines Ereignisses, insbesondere eines Jubiläums wird ein Baum gesetzt, ein lebendes Denkmal, das an einen Menschen oder einen Vorgang erinnern soll.

Ich durfte ganz zufällig Zeuge sein, wie am St. Catherine's Day, dem 7. Juli 2002 Queen Elizabeth II bei Cumberland Lodge im Great Windsor Park eigenhändig einen Baum pflanzte. Ein kleiner Staatsakt erinnerte an die Gründung der Katharinenstiftung, der das Schloß gehört. Zum 50. Jahrestag 1997 war eine Weide gesetzt worden. Diesmal war es eine zwölfjährige Blutbuche. Der Park dort ist überhaupt durch seine freistehenden Urbäume respektabel. Vor einer stattlichen Eiche ist zu lesen: THIS TREE WAS PLANTED BY H. H. PRINCESS OF SCHLESWIG-HOLSTEIN MARCH 10<sup>TH</sup> 1888 IN COMMEMORATION OF THE MARRIAGE OF THEIR ROYAL HIGHNESSES THE PRINCE AND PRINCESS OF WALES, MARCH 10<sup>TH</sup> 1863.

Bäume begegnen uns in allen Religionen, bei uns zu Weihnachten und Palmsonntag (s. 9j). Jahrhunderte lang spielten sie eine Rolle im Volksglauben. „Eibenreis, vom Stamm gerissen, in des Mondes Finsternissen“ diente den Hexen bei Shakespeare zur Bereitung ihres Zaubergebräus. Da steigt aus dem Kessel ein Kind mit einem Baum in der Hand und kündet Macbeth den Tod, wenn einst Birnams Wood zur Burg Dunsinane emporwandert (s. 10s). Eiben sind giftig, selbst der Schlaf in ihrem Schatten soll tödlich sein (s. 10u). Hexen reiten auf Besen aus Birkenreisern zum Brocken hinauf; der „Hexenbesen“ ist für eine pilzbedingte Verwachsung in der Birke botanischer Terminus geworden. Birken- und Lindengrün wurde zum Schutz von Vieh gegen Schadenzauber verwendet. Georg Conrad Horst, Aufklärer und Pfarrer zu Lindheim, zitiert in seiner ›Dämonomagie‹ von 1818 (II 306) ein altes Apothekerbuch über die „enthexende“ Kraft von Erle und Hartriegel: „Wunderbaum. *Alnus et Ligustrum*. Davon am Charfreytag vor Sonnenaufgang Ruthen gebrochen, zusammengebunden und solche in Stuben und Kammern und hin und wieder im ganzen Hause aufgehängt, bistu vor aller Zauberey und Teufelsanfechtung wohl verwahret – probatum est.“

Magie geht über in Esoterik, und dort haben Bäume einen hohen Stellenwert als Brücke in eine andere Welt. Insbesondere die Bäume der „Naturvölker“ dienen als Inspiration, archaische Kulturen wie die Kelten (s. 6j) und exotische Völker wie die Indianer sollen über geheimes Wissen von der Kraft der Bäume verfügen. In Österreich werden „Seminare für Baumumarmung“ angeboten (Zuschnitt 13, Nr. 52, 2013, 4). Aus Liebe zur lebenden Natur errichtete Rudolf Steiner 1914 sein erstes Goetheanum bei Dornach ganz aus Holz. Als es 1922 niederbrannte, wurde es freilich durch einen steinernen Neubau ersetzt.

*m.* „Die größte Freude, die Feld und Wald gewähren“, so Emerson (1836), „ist die Ahnung einer dunklen Beziehung zwischen Mensch und Pflanze“. Dies gilt insbesondere für Bäume. Er nennt sie „unvollkommene Menschen“ (1841). Zuerst aber wird nicht das betont, was den Bäumen fehlt, nämlich die Fähigkeit zur Fortbewegung, sondern das, was sie mit den Menschen gemeinsam oder ihnen voraus haben.

Menschen und Bäume verbindet die aufrechte Gestalt; beide suchen, was über ihnen ist. Bäume haben wie wir einen Körper, eine Haut und mehrere Glieder; „Fuß“ und „Krone“ des Baumes sind anthropomorphe Metaphern. Der Saft oder das Harz der Bäume entspricht unserem Blut. Wo am Stamm Äste abgebrochen oder abgesägt wurden und die „Wunde“ zuwächst, entstehen „Augen“, die bei Buchen und Kastanien bisweilen richtige Gesichter bilden. Aus „schlafenden Augen“ am Stamm knospen Äste, wenn es das Licht erlaubt. Für Äste wird auch im Latein *bracchium* – Arm gebraucht. Es gibt Baumriesen und Zwergwuchs. Der Herbst verleiht den Ahornen, Birken, Buchen und Eichen ein buntes Kleid, der Winter zeigt ihr Skelett. Reißt der Deckel einer alten Truhe, sagen wir: „Holz arbeitet“. Bäume können krank und gesund sein. Die Entsprechungen sind endlos. Schon Plinius (XVI 181) bemerkt: Bäume haben einen Leib wie Menschen und andere Lebewesen mit Haut, Blut, Fleisch, Sehnen, Adern, Knochen und Mark. Ernst Moritz Arndt hat das in seinen ›Briefen an Freunde‹ ausgeführt (Arndt, 37).

Die Parallele zwischen Baum und Mensch ist aus der Bibel geläufig. So heißt es im ersten Psalm: Der Gottesfürchtige „ist wie ein Baum, gepflanzt an den Wasserbächen, der seine Frucht bringt zu seiner Zeit, und seine Blätter verwelken nicht“, und im Hohen Lied (7,8) preist Salomon die Schönheit seiner Geliebten als die einer Palme. Als Jesus den Blinden von Bethsaida heilte, sah dieser nach der ersten Berührung nur unscharf: „Ich sehe Menschen umhergehen, als sähe ich Bäume“. Nach der zweiten Handauflegung wurden aus den Bäumen Menschen – so schreibt Markus (8, 22ff). Die Assoziation ist uralte. Sie begegnet uns in sumerischen Hymnen, in den Upanishaden wie bei Wang Chung im 1. Jahrhundert n. Chr. Saadi vergleicht in seinem ›Rosengarten‹ die Schönheit des geliebten Knaben mit der einer Zypresse.

Zahlreich sind die Beispiele aus der griechischen Literatur. Den standhaften Krieger verglich Homer (Ilias XII 129ff) mit einer festgewurzelten Eiche. Den Tod eines Helden im Kampf veranschaulichte er mit dem Sturz einer Eiche (XIII 389), einer Pappel (IV 482), eines Ölbaums (XVII 53 ff), einer Tanne (XIII 390) oder mit dem Fällen eines Waldbaumes (XIII 178 ff). Achill ähnelt einem wohlgezogenen Gartenbaum (XVIII 437f), Nausikaa der Palme Apollons auf Delos (Odyssee VI 162 ff). Das Kommen und Gehen der Geschlechter gleicht dem Ergrünen und Entblättern der Bäume im Jahreslauf (Ilias VI 146 ff). Themistokles, schreibt Aelian (Varia Historia IX 18), verglich sich selbst mit der Eiche. Sie biete Schutz gegen Regen und Sonne, und niemand versäume es, im Vorbeigehen ein Blatt oder einen Zweig mitzunehmen.

Bei den Römern denken wir an Ovids ›Metamorphosen‹. Daphne wurde in einen Lorbeerbaum verwandelt (I 452 ff), Philemon in eine Eiche, Baucis in eine Linde (IX 611 ff). Aus Cyparissus wurde eine Zypresse (X 106 ff) und aus Myrrha eine Myrte (X 298 ff). Lucan (I 135ff) brauchte für den greisen Pompeius vor seinem Kampf gegen

Caesar das Bild einer alten Eiche, an der die Weihgeschenke des Volkes und die Beutestücke der Feldherrn aufgehängt sind, die aber dürr geworden ist, sich nur noch mit schwachen Wurzeln im Boden aufrecht erhält, ihre kahlen Äste in den Himmel streckt und beim ersten Windstoß stürzen muß. Wiewohl von vielen gesunden Bäumen umgeben, wird doch alleine sie verehrt, *sola tamen colitur*. Auch eine tote Eiche imponiert.

Die christliche Zeit steht nicht zurück. Der Kirchenvater Gregor von Nyssa berichtet um 370, wie sein Namenspatron Gregorios Thaumaturgos und dessen Diakon auf der Flucht in der decianischen Christenverfolgung, vorübergehend in zwei Bäume verwandelt, der Verhaftung entgingen. Der Mönch Ekkehard von Sankt Gallen schildert im 10. Jahrhundert in seinem Walthari-Lied den Helden aus Aquitanien im Kampf mit den tückischen Franken: Unter ihnen stand der Held, fest wie ein Eichbaum, der seine Wurzeln so tief im Boden verankert wie er die Äste zum Himmel emporstreckt, Wind und Wetter verachtend (Vers 1000ff).

Aus der Neuzeit sei notiert die 14. Strophe des Liedes ›Geh aus mein Herz‹ von Paul Gerhardt aus dem Jahre 1653: „Mach in mir deinem Geiste Raum, / daß ich dir werd ein guter Baum / und laß mich Wurzel treiben. / Verleihe, daß zu deinem Ruhm / ich deines Gartens schöne Blum / und Pflanze möge bleiben.“ Den Baumvergleich schätzt wieder Lessing, so am 12. Januar 1773 an Johann Arnold Ebert. Ihm schickt er seine jüngsten Texte, einen „Mistwagen voll Moose und Schwämme“. Lessing fragt sich nach deren Zustandekommen. „Ist es die Eiche oder ist es der Boden, worin die Eiche steht, welcher das Moos und die Schwämme hervorbringt? – Ist es der Boden? Was kann die Eiche dafür, wenn endlich dieses Moooses und der Schwämme so viel wird, daß sie alle Nahrung an sich ziehen und der Gipfel der Eiche darüber verdorret? – Doch er verdorre immerhin! Die Eiche, solange sie lebt, lebt nicht durch ihren Gipfel, sondern durch ihre Wurzeln ...“ Die Werke des Autors erscheinen als Parasiten, die das Leben des Wirtes bedrohen. Er hält sich, aber ändert sich. Am 19. Dezember 1780 schreibt Lessing an Moses Mendelssohn: „Auch ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen; und bin itzt ein so fauler knorrichter Stamm“, und das mit nur 51 Jahren! Ähnlich die Baumklage bei Schiller 1799. Wallenstein in seiner Verlassenheit: „Den Schmuck der Zweige habt ihr abgehauen, / da steh' ich, ein entlaubter Stamm!“ Der Baum ist das Bild der Männlichkeit. „Was ein Mann, wie ein Baum!“ ruft Margret angesichts des Tambourmajors in Büchners ›Woyzeck‹ von 1836. Doch auch Frauen stehen nicht zurück. Goethe verglich im Buch Suleika des Westöstlichen Divan die „allschöngewachsene“ Geliebte mit einer Zypresse. Diesen Baum schätzte er dort besonders (Tafel XXXI).

*n.* Jeder Baum ist ein Geschöpf von Erde und Himmel, so wie der denkende Mensch aus Stoff und Geist besteht. Zugleich ist der Baum wie jeder von uns ein

Produkt aus Anlage und Umwelt. Die Kiefer bleibt eine Kiefer, ganz gleich, wo sie wächst – und dennoch: Zu wieviel verschiedenen Formen ist sie fähig! Sie lehrt uns Selbstbehauptung durch Anpassung. Als Solitär ist sie grün benadelt bis zum Fuß. Im Waldverbund opfert sie die unteren Äste einem höheren Zweck: dem Streben zum Licht. Im Gebirge beugt sie sich dem Wind und grünt, ihm abgewandt, dem Sturm zum Trotz, sobald sie einmal Fuß gefaßt hat (Tafel IVa). Machen Menschen das anders? Unter den widrigsten Daseinsbedingungen überleben sie, selbst auf schmalstem Fuße, ähnlich den ostasiatischen Zwergbäumen, die künstlich zur Kleinform gezwungen, trotzdem gedeihen. Bäume kämpfen um ihr Leben, sie leisten Widerstand. Zu den bewunderten Eigenschaften eines Baumes gehört seine Stärke. Sie besteht darin, mehr als die Last zu tragen, die er selber darstellt: so die Nester, um welche Jesus die Vögel benedete (Matthäus 8, 20), und die Gehenkten, die Josua an ihnen aufzuknüpfen pflegte (Josua 8, 29; 10, 26).

Die umweltbedingte Gestaltenvielfalt, die immer vorliegt, wird erhöht durch besondere Umstände, die zu Raritäten führen. Im Einzelfall seltene, im Ganzen aber zahlreiche Sonderformen kommen vor. Der Karlsruher Botanikprofessor und Großherzoglich badische Geheime Hofrat Ludwig Klein hat 1908 in einem forstbotanischen Merkbuch singuläre Anomalien gesammelt: die Henkelfichte, die einen „Griff“ hat; die Hängefichte, die an eine Trauerbuche erinnert; die Kandelaberfichte, deren Zweige wie Kerzen auf den Ästen sitzen; die Zitzentanne, deren Zweige aus „Brüsten“ wachsen; die Schlangentanne, die wild mit ihren Ästen gestikuliert; die Harfentanne, aus deren gestürztem Stamm Äste zu eigenen Bäumen emporgewachsen sind; die Schneckenkiefer, die erst nach einigen Windungen den Weg nach oben findet; die Knollenkiefer, deren Borke mit Bällen besetzt ist; die Stelzenkiefer, deren Wurzeln sich überirdisch zum Stamm verbinden; die Kropflinde, die einen krebsartigen Auswuchs am Stamm hat; die vielstämmige Garbenbuche, die zweibeinige, die x- oder o-beinige Buche. Klein verzeichnet Zwerg-, Kriech- und Krüppel Exemplare; den Überbaum, der als Fichte auf einem Bergahorn wächst, die fünf Schwestern oder sieben Brüder, die im Büschel dastehn ... Immer wieder wird deutlich, wie menschenähnlich die Bäume empfunden werden.

Grüne Bäume sind Bilder des Lebens, dürre sind Bilder des Todes. Das aus dem Stumpf sprießende Reis kündigt Hoffnung, das immergrüne Nadelgehölz verheißt Beständigkeit. Der lebende Baum gleicht der Liebe: Wächst sie nicht, vertrocknet sie. Der dürre Baum ist ein *Memento mori*, der Keimling ein *Memento vivere*. Risse im Asphalt verkünden, daß sich zunächst die Birken als Pionierbäume zeigen, bevor dereinst die Buchenwälder über Europa wieder schließen werden. Ist das nicht tröstlich? Bäume sind stumme Lehrmeister und Wunder der Natur: Sonne und Regen, jene Mächte des Himmels, lassen sie entgegen der Schwerkraft aus der Erde in die Höhe

wachsen. Aus so dünnen, gestaltlosen Dingen wie Licht und Wasser bilden sie feste Stoffe und klare Formen. Kleinste Anfänge führen zu ungeahnter Größe – endlose Transformation, ewige Metamorphose.

*o.* So wie der Mensch lebt auch der Baum in drei Sphären zugleich. Er wurzelt in der Tiefe der Natur, deren Kräfte, sozusagen im Erdreich des Unbewußten verborgen und geborgen, sich der Beobachtung entziehen. Sind die Wurzeln bloßgelegt, so stirbt der Baum – die Verhaftung im schützenden Dunkel ist unseren inneren Organen wie den Baumwurzeln lebensnotwendig. Der Stamm dagegen steht im Mittelreich der Realität, sichtbar und faßlich – er bildet das Wesen des Wesens, auf ihn kann der Baum nicht verzichten wie auf eine einzelne Wurzel, einen einzelnen Ast – der Stamm ist wie der Körper des Menschen einmalig. Die Krone macht den Baum zum König in der Pflanzenwelt. Die Zweige in lichter, luftiger Höhe streben in die Sphäre der Phantasie, die Hoffnung gewährt – auch sie ist dem Menschen vonnöten wie den Blättern die Sonne. – Im Märchen verbindet der Baum die drei Sphären, indem er Wege nach oben wie nach unten eröffnet. Über einen Kletterbaum gelangt das Bäuerlein hinauf in den Himmel und holt sich einen Dreschflegel – so bei Grimm. In einer hohlen Weide finden Maren und Andreas eine Treppe, die hinab in die Unterwelt zur Regenrude führt – so bei Storm.

*p.* Der Baum wächst, wie die Natur es ihm erlaubt. Er entwickelt sich, verwirklicht sich gemäß seinen inneren und äußeren Möglichkeiten. Letztere erweitert der Mensch, indem er Bäume einbürgert und akklimatisiert. Ein Großteil unseres Großgrüns stammt aus fernen Landen, aber gedeiht bei uns (s. 8p). Dem Eingriff des gestaltenden Gärtners gehorchen die Arten unterschiedlich, im ganzen aber erstaunlich weitgehend. Nicht nur mit Schere und Säge läßt ihr Bild sich bestimmen, denken wir daran, was durch Pfropfen und Okulieren möglich ist, wie durch Kreuzung Hybriden, durch Züchtung Sorten entstehen! Wird sein Wachstum unbedacht gestört, erscheint der Baum uns „verkrüppelt“ wie ein verunstalteter Mensch; rammt ihn ein Bagger, so wird er „verletzt“; hat man Äste gestutzt, so wirkt der Baum „verstümmelt“. Das ist oft das Werk von „Baumchirurgen“. Bedarf es derer? Heilt der Baum sich nicht selbst? Wir aber meinen es gut mit ihm, da er doch ebenso leidet wie wir, neuerdings gar in der Nähe von zivilisatorischer Hektik unter „Streß“ steht.

Das Fällen eines Baumes gleicht einer Exekution (s. 10o). Conrad Ferdinand Meyers Gedicht ›Der verwundete Baum‹ bezieht die diesem zugefügte Verletzung auf sich selbst und ist voller Hoffnung. Sie fehlt Gottfried Keller, der ja auch als Maler fabelhafte Baumbilder geschaffen hat. Er beschreibt in seiner Novelle ›Das verlorene Lachen‹, wie die uralte, endlich doch zu Bauholz verurteilte Wolfhartsgeereneiche ausgerodet wird. Ihr Besitzer hat sie lange bewahrt, aber letztlich nicht retten können. Das Ende des Baumes wird mit einem Volksfest verbunden, der Leser aber erlebt und

erleidet es wie die zeremonielle Hinrichtung eines lieben Verwandten, den schnöde Gewinnsucht zu Fall bringt. Kann man den Tod der Alten nicht der Natur überlassen? Einen Baumriesen, der tausend Unwettern getrotzt hat, mit Eisen umzuwerfen, ist unritterlich, mit der Kettensäge zumal. Die Waffen sind allzu ungleich. Stürzt er dagegen im Sturm, hat auch sein Ende etwas Heroisches. In der Regel war er zuvor schon dürr. „Kaiser sterben aufrecht“, bemerkte Vespasian (Sueton 24), wie Bäume.

Die gegenteilige Wertung ist selten, findet sich aber bei Kellers Landsmann Pestalozzi. In seiner Fabel von den ›Faulen Eichen und den jungen Tannen‹ von 1797 fällt ein Bauer alte, angefaulte Eichen. Diese beschwerten sich, zumal ihr Sturz Jungeichen niederschlug. Die kleinen Tannen aber frohlocken: Jetzt gibt es Licht für alle! Hier hören wir den Pädagogen, dem die Zukunft der Jugend wichtiger ist als die Pflege der Alten.

q. Schwer zu beantworten ist die Frage, ob Bäume geschlechtsspezifisch wahrgenommen werden. Die Botanik hilft hier nicht weiter. Die meisten Bäume vereinen beide Geschlechter, männlicher Samenträger und weiblicher Fruchtstand leben auf demselben Exemplar, im „gleichen Haus“. Sie sind einhäusig, bisexuell, Hermaphroditen. Manche Arten dagegen sind eingeschlechtlich, daher zweihäusig. Das Geschlecht von zweihäusigen Bäumen ist nicht ohne weiteres zu erkennen, männliche und weibliche Pappeln, Eiben oder Weiden, Palmen oder Ginkgobäume unterscheiden sich nicht durch den Wuchs, nur durch die Blüte. Die Geschlechtlichkeit der Palmen war schon Herodot (I 193) und Plinius (XIII 31) bekannt. Daraus hat man diesen Bäumen ein echtes Liebesleben angedichtet. Ammian (XXIV 3, 12f) fabuliert, Palmherr und Palmdame ergötzen sich an der Liebe (*amore mutuo delectari*), und im Verlangen nach Vereinigung bögen sich die Äste der beiden Bäume aufeinander zu, so daß kein Sturm sie trennen könne, bis die Befruchtung stattgefunden habe. Diese wurde dem Wunsch der Bäume gemäß von Menschen künstlich herbeigeführt, wobei nach Ammian die Gattenwahl von der Frau ausgeht, die durch ihren Duft den Geliebten herbeilockt und seine „Zuneigung“ bewirkt. Das Liebesleben der Bäume wurde bis in die Spätantike besungen. Claudian, der Hofdichter Stilichos, dichtete

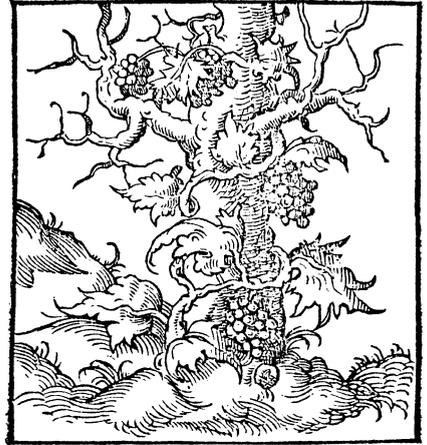
*Vivunt in Venerem frondes, omnisque vicissim  
Felix arbor amat, nutant et mutua palmae  
Foedera, populeo suspirat populus ictu,  
Et platano platanus, alnoque assibilat alnus. (X 65ff)*

„Belaubte Zweige leben für Venus, alle glücklichen Bäume lieben einander, Palmen neigen sich gegeneinander zum Bunde, Pappelmann seufzt, von der Pappelfrau getroffen. Platanen und säuselnde Erlen üben sich im Liebesgeflüster mit ihresgleichen.“

Dazu meldet mir Arnold Esch aus Rom am 27. Juli 2002: „Es gibt hier einen schnellwüchsigen Hecken-Baum, der *Coniugi* genannt wird. Wir kennen eine solche Allee, in Velletri, mit Rührung: die *Coniugi* beschatten beiderseits einen Weg im alten Garten und verwachsen dann darüber mit ihren Wipfeln zu einem Dach, bilden eine grüne Schattenröhre“.

Ein Liebesverhältnis hat man in der Antike auch artverschiedenen Bäumen angedichtet, zwischen dem starken Ölbaum und der zarten Myrte, die Wurzeln und Zweige ineinander verflochten, so der Aristoteles-Schüler Theophrast (*De causis plantarum* III 10, 4), und zwischen Ruster und Weinrebe: er trägt sie, sie schmückt ihn, so Ovid (X 100), Plinius (XVI 72) und Claudian (XXXIV III). Ein Emblem des 16. Jahrhunderts bei Alciatus zeigt es (Abb. 3). Horaz (Epoden II 10) vermählt Weinranke und Pappelbaum. Neben der Liebe wird indes auch der Haß zwischen Bäumen vermerkt. *Quercus et olea pertinaci odio dissident* – Eiche und Ölbaum sind einander unversöhnlich verhaßt, fabelt Plinius (XXIV 1). Jeder von ihnen stirbt, wenn er in die Nähe des anderen gepflanzt wird. Antipathie herrsche auch zwischen Eiche und Walnuß. Beide Bäume sind Jupiter zu eigen, wie Isidor von Sevilla (XVII 7, 21) meldet. Ob sie Eifersucht entzweit?

Bei Griechen und Römern waren die Bäume weiblich. *Genere autem feminino arbores dicimus*, heißt es bei Isidor (XVII 6, 3). Man glaubte, daß Nymphen in ihnen wohnen (s. 4a), doch werden in Ovids Metamorphosen außer Frauen auch Männer in Bäume verwandelt (s. 4c). Ebenso sind im Deutschen die meisten Bäume *feminini generis* außer den endungsbestimmten Namen auf *-der* (wie Holunder) und *-ling* (wie Speierling) und dem Ahorn; der Name weist vermutlich auf das lateinische Adjektiv *acernus* – „aus Ahornholz“. Gleichwohl empfinden wir, ihrem ästhetischen Charakter gemäß die harte, trutzige Eiche als männlich, wobei die botanisch-anatomische Doppelbedeutung von „Eichel“ entsprechend lateinisch *glans* und griechisch *balanos* – so die Medizinautoren – wenig besagt. Mehr verrät eine Umfrage nach dem Lieblingsbaum (Lehmann 1999, 40), bei der die Eiche von Männern häufiger genannt wurde als von Frauen. Schon bei Ovid wird Philemon in eine Eiche, seine Frau Baucis in eine Linde verwandelt (s. 3b). Wie die „biegsame“ Linde, das besagt ihr Name, so



3. Ulme und Weinrebe. Dazu die Devise: *Amicitia etiam post mortem durans* – Freundschaft überdauert den Tod. Auch der abgestorbene Baum trägt die Rebe noch.



ALEXANDER DEMANDT  
PHILOSOPHIE DER GESCHICHTE  
VON DER ANTIKE ZUR GEGENWART

Seit Homer und der Bibel gibt es Vorstellungen über den Lauf der Zeiten und die Stellung der Gegenwart zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Grundfiguren bei den Klassikern der Geschichtsphilosophie sind immer ähnlich, das zeigt Alexander Demandt in diesem Buch. Er liefert einen in dieser Zusammenschau einmaligen Überblick über das europäische Geschichtsdenken seit der Antike: Der antike Dekadenzgedanke (Hesiod, Platon), Fortschrittsbewusstsein (Xenophanes, Aristoteles) und Fortschrittskritik (Diogenes, Seneca), frühe Kreislauftheorien (Salomon, Empedokles), jüdisch-christliche Heilsgeschichte (Daniel, Augustinus), das Epochenbewusstsein der Renaissance (Machiavelli, Vico), die Geschichte als Aufklärung (Kant, Condorcet), Historischer Idealismus (Hegel, Humboldt), Goethes universaler Individualismus, der Historismus (Ranke, Meinecke), der Historische Materialismus (Marx, Engels), paradigmatische Geschichtskonzepte (Nietzsche, Burckhardt), Morphologien der Weltgeschichte (Spengler, Toynbee), Geschichtsbioslogismus (Darwin, Lorenz) und posthistorische Apokalyptik (Fukuyama, Baudrillard).

2011. 438 S. GB. MIT SU. 155 X 230 MM.  
ISBN 978-3-412-20757-1

BÖHLAU VERLAG, URSULAPLATZ 1, 50668 KÖLN. T: +49(0)221 913 90-0  
INFO@BOEHLAU-VERLAG.COM, WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM | WIEN KÖLN WEIMAR



---

Kein anderes Geschöpf ist mit der Geschichte und dem Geschick der Menschheit so vielfältig und eng verknüpft wie der Baum, das zeigt Alexander Demandts anregende und glänzend erzählte Kulturgeschichte. Das materialreiche Buch ist die lange erwartete, erweiterte und vertiefte Neubearbeitung seines Standardwerks »Über allen Wipfeln. Der Baum in der Kulturgeschichte« (2002).



9 783412 222178

ISBN 978-3-412-22217-8 | [WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM](http://WWW.BOEHLAU-VERLAG.COM)